

**Ausarbeitung zur 16. Peer Counseling Weiterbildung**

**Mai 2018 bis September 2019**

**Bin ich eigentlich behindert genug?!**

Eine kritische Auseinandersetzung mit dem  
„Peer in mir“

**Verfasserin: Lydia Heit**

**Vorgelegt: Kristina Badenhop-Brand**

**Abgabedatum: 31.07.2019**

## Einleitung

Vorab möchte ich betonen, dass es sich bei der folgenden Ausarbeitung um meine persönlichen und vor allem meine subjektiven Eindrücke, Gefühle, Erfahrungen und Bewertungen handelt. Dies sollte beim Lesen immer im Hinterkopf behalten werden. Auch, wenn manche Aussagen provokativ wirken, so möchte ich ganz bestimmt niemanden verurteilen, in eine Schublade stecken oder gar angreifen.

Da es sich stellenweise auch um sehr persönliche Einblicke handelt, möchte ich außerdem darum bitten, dass mit den Inhalten respektvoll umgegangen wird. Ich gebe Einblicke in meine Gefühlswelt und würde mir wünschen, dass diese angemessen und verständnisvoll gehandhabt werden.

Ich möchte auch betonen, dass ich nicht den Anspruch hatte, eine wissenschaftliche Hausarbeit zu verfassen. Demnach sind meine Aussagen nicht fundiert. Wie gesagt, es handelt sich um meine persönliche Wahrnehmung. Vielleicht findet sich der\*die eine oder andere in meinen Gedanken wieder. Vielleicht auch nicht. Vielleicht regt es zum Nachdenken oder diskutieren an. Vielleicht ärgert sich der\*die eine oder andere auch über meine Worte.

Die Ausarbeitung ist so aufgebaut, dass ich zuerst einleitend ein paar Infos zu mir, der Autorin, gebe. Anschließend folgt, um meine Gedanken zu strukturieren, eine Art Interview, das ich mit mir selbst zu dem Titel der Ausarbeitung führe. Danach kommen zwei Kolleginnen von mir zu Wort, die im Rahmen eines von mir erstellten Fragebogens jeweils vier Fragen schriftlich beantworten. Abschließend ziehe ich dann mein Resümee.

## **Ein paar Vorabinfos zur Verfasserin**

Mein Name ist Lydia H., ich bin 30 Jahre alt und arbeite seit dem 01.04.2018 in der Ergänzenden unabhängigen Teilhabeberatung (EUTB<sup>1</sup>). Im Kontext dieser Ausarbeitung ist es wichtig zu wissen, dass ich mit einer Sehbehinderung geboren wurde, die auch durch Brillengläser nicht korrigiert werden kann.

In meiner Kindheit war mir meine Behinderung sehr unangenehm und peinlich. Ich habe nicht gerne darüber gesprochen und meine Hilfsmittel nur widerwillig vor anderen benutzt. Auf der weiterführenden Schule habe ich irgendwann angefangen, mich nur noch über Leistung zu definieren. Nur, wenn ich so gut wie die anderen oder besser war, habe ich mich als wertvoll und brauchbar gefühlt. Dies führte dazu, dass ich psychisch sehr krank wurde. Es hat Jahre gedauert und es war ein langer Weg mit vielen Hindernissen und Rückschlägen, bis ich offen über meine Behinderung reden konnte. Natürlich überkommen mich auch heute immer mal wieder Zweifel und ich muss Rückschläge einstecken. Aber sowohl mein Umgang damit, als auch meine Einstellung zu mir selbst haben sich geändert.

## **Interview mit mir selbst**

### **Der Titel der Ausarbeitung lautet „Bin ich eigentlich behindert genug?!“ Wie bist du auf diese doch recht provokante Frage gekommen?**

Durch meine angeborene Sehbehinderung setze ich mich bereits mein Leben lang mit dem Thema Behinderung (behindert sein, behindert werden, anders sein, normal sein, wer bin ich) auseinander. Eigentlich immer mit dem Bestreben/ aus der Sichtweise, wie kann ich normal sein, wie kann ich so sein wie andere, wie schaffe ich es nicht aufzufallen, wie kann ich meine Nachteile ausgleichen, Gott sei Dank bin ich nicht so eingeschränkt wie andere...

---

<sup>1</sup> Die Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung (EUTB) ist ein bundesweites Beratungsangebot für Menschen mit Behinderung, von Behinderung bedrohte Menschen, aber auch deren Angehörige. Die Zielsetzung der EUTB ist, durch eine niederschwellige, barrierefreie und kostenlose Erstberatung die Selbstbestimmung, Chancengleichheit und Teilhabe für Menschen mit Beeinträchtigung zu stärken. Ratsuchende können sich mit allen Fragen und Problemen rund um die Themen Behinderung und Teilhabe an die EUTBs wenden. Die Beratung findet im Sinne des Peer Counseling statt. Das bedeutet, dass Berater\*innen mit Behinderungserfahrungen Menschen mit Behinderungen beraten.

Das genaue Gegenteil, nämlich die Frage, ob ich überhaupt behindert genug bin, habe ich mir tatsächlich das erste Mal bewusst gestellt, als ich mich am Ende meines Studiums (Rehabilitationspädagogik) mit dem Thema Peer Counseling auseinandergesetzt und mich für die Weiterbildung bei bifos beworben habe.

Ich finde das Thema Peer Counseling interessant und ich glaube, dass dies ein vielversprechender Beratungsansatz sein kann. Ich habe selbst erlebt, wie hilfreich Peer Counseling ist und wie gut aufgehoben und verstanden ich mich in der Peer-Beratung gefühlt habe. Durch meine eigenen positiven Erfahrungen wollte ich diesen Ansatz gerne erlernen und anwenden. Dennoch war ich verunsichert und habe mich gefragt, ob ich denn überhaupt als „richtiges“ Peer in Frage komme, weil sowohl die psychischen Probleme als auch die Sehbehinderung von Außenstehenden nicht wahrgenommen werden, sodass es immer wieder zu Missverständnissen und Fehleinschätzungen kommt. Gerade in neuen Situationen muss ich mich erklären und „outen“. Und selbst dann bekomme ich das Feedback: „Aber man merkt dir das gar nicht an.“ Oder es kommt die Reaktion: „Ja, ich kenne das, ich sehe ohne Brille auch nichts.“

Im Allgemeinen bin ich natürlich froh, dass man mir meine Behinderung nicht ansieht oder anmerkt, aber um als Expert\*in in eigener Sache aufzutreten, kam es mir unpassend, irgendwie unangebracht vor: Wie soll ich denn als Vorbild und Expertin in Erscheinung treten, wenn man mir meine Behinderung nicht anmerkt bzw. diese gar nicht ernst genommen wird?

Seitdem begegnet mir und beschäftigt mich diese Frage in meinem beruflichen Alltag immer wieder.

**An dieser Stelle eine kurze Nachfrage: Wie gestaltet sich so ein „Outing“? Wie reagierst du auf das beschriebene Feedback der Leute?**

Natürlich verlaufen solche Situationen immer anders. Sie sind stark kontextgebunden und hängen sowohl von meiner Stimmung als auch vom Charakter meines Gegenübers ab. Wenn ich der Meinung bin, dass es gar keinen Sinn macht und überhaupt nicht weiterhilft, wenn ich mich groß erkläre, dann lasse ich das einfach so stehen. Ich muss dazu sagen, dass ich so ein „Outing“ oft als anstrengend und mühselig empfinde. Daher wäge ich genau ab, ob es den Aufwand wirklich wert ist.

Wenn ich jedoch der Meinung bin, gerade in einem Beratungskontext, dass es relevant sein kann, dann versuche ich meine Lage genauer zu erklären. Ich versuche, meinem Gegenüber das Ausmaß meiner Behinderung klarzumachen. Am besten funktioniert das immer, wenn ich beispielsweise erzähle, dass ich keinen Führerschein machen darf. Da sind die Leute dann immer ganz „geschockt“ und rudern schnell wieder zurück.

Gerade im Peer Counseling muss man ja auch entscheiden, wie sinnvoll es ist, die eigene Behinderung in die Gespräche einzubringen und in welchem Maße. Es kann Situationen geben, da ist es sinnvoll, das Thema um die eigene Behinderung/Betroffenheit zu vertiefen. Es kann aber auch Gespräche geben, da ist es überhaupt nicht hilfreich oder sogar fehl am Platz. Die Fähigkeit dies einzuschätzen gehört ja auch zu den Kompetenzen eines Beraters.

**Jetzt habe ich noch eine weitere Nachfrage: Du sagst, dass du ein „Outing“ oft als anstrengend und mühselig empfindest. Wie meinst du das? Kannst du das erklären?**

Ich weiß nicht, ob es nur mir so geht und ob das nicht auch mit meinen psychischen Problemen zusammenhängt, aber ich finde den zuvor beschriebenen Ablauf bzw. die Reaktion vieler Leute einfach mühselig. Ich muss erst ausgiebig anhand von Beispielen erklären, worin meine Einschränkungen liegen. Ich muss meine Defizite benennen und erst dann sind ein Verstehen und Anerkennen in der Haltung meines Gegenübers erkennbar. Es fühlt sich für mich oft so an, dass ich erst beweisen muss, dass ich wirklich behindert bin. Das kostet einfach unglaublich viel Kraft und Energie. Wenn man dann noch einen nicht so guten Tag hat, dann will man nicht noch ausgiebig auf den eigenen Defiziten „herumreiten“ müssen. Ich meine, ich erzähle ja nicht aus Spaß, dass ich sehbehindert bin. Wenn meine Brille, dass korrigieren könnte, würde ich es doch gar nicht erst so benennen und zum Thema machen...

**Kommen wir zurück zur Ausgangsfrage. Trotz deiner Zweifel hast du dich dennoch für die Peer Counseling Weiterbildung entschieden...**

Ich habe mich für die Weiterbildung entschieden, da ich sowohl von anderen Menschen mit Behinderung als auch von meinem Umfeld bestärkt wurde. Außerdem ziehe ich Sachen, die ich mir in den Kopf gesetzt habe, durch, egal, wie groß die Zweifel und Rückschläge sind.

Dennoch bin ich, trotz dieser Rückendeckung, mit gemischten Gefühlen und Skepsis zum ersten Block der Weiterbildung gefahren. Ich habe mich gefragt, was wohl ist, wenn ich die Einzige mit einer nicht sichtbaren Behinderung bin. Wie reagieren dann die anderen Teilnehmer\*innen? Werde ich vielleicht ausgegrenzt oder begegnet mir vielleicht sogar der Vorwurf, dass ich einer anderen, viel geeigneteren Person den Platz wegnehme?

Als ich dann festgestellt habe, dass wir eine sehr gemischte und offene Teilnehmer\*innengruppe sind, war ich doch erleichtert. Mit gemischt meine ich u.a. das Alter, das Geschlecht, die Art der Behinderung, die Herkunft, die Lebensweise, der berufliche Hintergrund, die Erfahrungen mit Peer-Beratung. In der Gruppe herrschte von Anfang an ein sehr verständnisvoller und achtsamer Umgang miteinander. Das kannte ich so gar nicht. Als sich dann noch rausgestellt hat, dass eine\*r der Trainer\*innen auch eine nicht sichtbare Behinderung hat, da war ich dann gänzlich beruhigt und wusste hier bin ich richtig.

Leider hielt diese Sicherheit nicht lange an. Gerade durch meine Arbeit als Beraterin in der EUTB kommt es immer wieder zu Verunsicherungen.

**Das ist ja interessant, gerade in der Arbeit als Beraterin in der EUTB solltest du dich doch besonders gut aufgehoben fühlen. Wie kommt es zu den Verunsicherungen?**

Eigentlich sollte es ja zu den Voraussetzungen gehören, dass Menschen mit Behinderung in den EUTBs arbeiten. Da dies aber nur teilweise umgesetzt wurde, kommt es immer wieder zu der Frage „Bist du ein Peer oder bist du kein Peer?“. Und es kommt dazu, dass man sich für die jeweilige Antwort rechtfertigen muss. Die Antwort auf die Frage scheint eine große Rolle zu spielen und sorgt gerade unter den Berater\*innen für viel Verunsicherung. Dem schließen sich weitere Fragen an: Wann bin ich ein Peer? Gibt es „bessere, geeignetere, richtige“ oder „schlechtere, ungeeignete, falsche“ Peers?

Bifos beispielsweise bezieht klar Stellung und sagt: „Wir bilden keine Menschen weiter, die als Angehörige von Menschen mit Behinderung beraten.“<sup>2</sup> Demnach sind nur selbst von Behinderung betroffene Menschen „richtige“ Peers im Sinne der Peer Counseling

---

<sup>2</sup> Zitat aus einer Mail der PCW-Koordination von bifos e. V.

Weiterbildung von bifos. Ich frage mich, sind dann Angehörige von Menschen mit Behinderung „schlechtere“ oder gar „falsche“ Peers? Und sind dann Menschen, die keine Behinderung oder keine anerkannte Behinderung haben, überhaupt nicht qualifiziert in der EUTB zu arbeiten?

Und auch, wenn ich demnach ein „richtiges Peer“, also ein Mensch mit Behinderung bin, bleiben bei mir viele Fragen und Unsicherheiten: Bin ich behindert genug? Ist eine Behinderung besser als die andere? Zählt eine Behinderung mehr als die andere? Muss meine Behinderung amtlich anerkannt sein? Muss man die Behinderung wahrnehmen können? Gerade mit meinen nicht sichtbaren Behinderungen frage ich mich: bin ich ein „gutes“ Peer?

### **Und, bist du ein „gutes“ Peer?**

Die Frage ist ja noch viel weitreichender: Was macht ein „gutes“ Peer aus? Reicht die Tatsache eine Behinderung zu haben aus, um ein „gutes“ Peer zu sein?

Meiner Meinung nach bin ich, nur weil ich eine Behinderung habe, noch lange kein „gutes“ Peer. Es gehört noch viel mehr dazu. Ich kann auch als Mensch mit Behinderung überhaupt nicht für die Arbeit in der Peer-Beratung geeignet sein. Genauso wie nicht jeder nicht behinderte Mensch für die Arbeit in der Beratung geeignet ist.

Ich habe oben ja auch schon angedeutet, dass es u.a. zu den Kompetenzen eines\*einer Peer-Beraters\*in gehört, einschätzen zu können, wann und wie viel die eigene Behinderung/ Betroffenheit in eine Beratung eingebracht wird. In diesen Zusammenhang gehört es definitiv zu den Kernkompetenzen eines\*einer Peer-Beraters\*in sich in die Gefühls- und Bedürfnislage des\*der Ratsuchenden hineinversetzen zu können. Der\*die Peer-Berater\*in muss entscheiden können, wann es angebracht ist, seine\*ihre Behinderung einzubringen und wann er\*sie sich zurückhalten muss. Hierfür müssen sich Peer-Berater\*innen intensiv mit ihrer eigenen Behinderung auseinandergesetzt haben. Diese Auseinandersetzung ist ein langwieriger Prozess, der nie wirklich abgeschlossen ist und ein hohes Maß an Offenheit und Reflektiertheit voraussetzt.

Außerdem muss, um die Professionalität und Qualität in der Beratung sicherzustellen, z.B. Fach- und Methodenkompetenz<sup>3</sup>, Sozial-kommunikative Kompetenz<sup>4</sup>, Personale Kompetenz<sup>5</sup> und Beratungskompetenz<sup>6</sup> vorliegen.

Betroffenheit alleine reicht nicht aus. Es geht um ein Zusammenspiel aus der eigenen Betroffenheit bzw. der Auseinandersetzung mit der eigenen Betroffenheit, einem hohen Maß an Reflektiertheit und Abstraktionsfähigkeit und einem Anteil Professionalität.

### **Jetzt hast du die Frage aber immer noch nicht beantwortet, bist du ein „gutes“ Peer?**

Es fällt mir auch sehr schwer diese Frage zu beantworten. Zum einen, weil es mir sehr unangenehm ist, mich selber zu loben. Darin bin ich nicht gut. Das wirkt nach außen auch immer so überheblich.

Sagen wir mal so, ich würde sagen, dass ich ganz gute Voraussetzungen mitbringe (die langjährige Auseinandersetzung mit der eigenen Betroffenheit, die hohe Reflektiertheit, den professionellen Hintergrund, also diverse der oben aufgeführten Eigenschaften und Kenntnisse), um ein „gutes“ Peer zu sein.

Auf den Blöcken der Weiterbildung scheint es mir immer so klar: Ja, ich bin ein Peer, und vor allem bin ich gut so, wie ich bin. Dann scheint alles so einfach, zumindest was mich und meine nicht sichtbaren Behinderungen angeht. Doch sobald ich wieder im Alltag angekommen bin, sind da eben wieder diese oben beschriebenen Verunsicherungen...

### **Zum Abschluss noch eine Frage: Kannst du beschreiben, was für dich die Peer-Beratung so besonders macht? Was ist an einer Peer-Beratung anders?**

---

<sup>3</sup> Wissen um: Sozialgesetzbücher, BTHG, ICF, UN-BRK, Netzwerkarbeit, Öffentlichkeitsarbeit, Qualitätsmanagement, Datenschutz, Buchhaltung (aus dem Beratungsleitfaden der EUTB Fachstelle in Berlin)

<sup>4</sup> Offenheit, Teamfähigkeit, Respektvoller und wertschätzender Umgang, Sensibilität, Empathie, Kritik- und Konfliktfähigkeit (aus dem Beratungsleitfaden der EUTB Fachstelle in Berlin)

<sup>5</sup> Kontaktfähigkeit, Glaubwürdigkeit, Selbstreflexivität, Ressourcen- und Lösungsorientierung, Verantwortungsbewusstsein, Umgang mit den eigenen Grenzen (aus dem Beratungsleitfaden der EUTB Fachstelle in Berlin)

<sup>6</sup> Methoden und Werkzeuge der Beratung, Impulsgeben, Optimismus, Flexibilität, Beharrlichkeit, Belastbarkeit (aus dem Beratungsleitfaden der EUTB Fachstelle in Berlin)



Das ist schwierig in Worte zu fassen, aber ich versuche es mal. Zunächst empfinde ich es immer wie eine positive Überraschung, wenn ich feststelle, dass mein Gegenüber auch eine nicht sichtbare Behinderung hat. Ich freue mich dann, weil ich eine\*n gleichgesinnte\*n gefunden habe. Ich bin dann mit meinen Einschränkungen nicht mehr alleine und kann mich darüber austauschen. Ich muss dann auch gar nicht viel dazu sagen oder erklären und fühle mich dennoch unglaublich verstanden. Da ist sofort eine besondere Verbindung, eine Connection oder Band, ich weiß nicht, wie man es sonst nennen soll. Durch dieses Verstehen wird einem einfach schon so viel Last und Druck genommen. Es macht die Situation so viel leichter. Der\*die andere versteht es einfach. Man muss genau dieses „Outing“, das ich oben beschrieben habe, nicht durchlaufen. Ich muss mich nicht erst groß erklären und nach guten Beispielen suchen. Die Situation ist weniger anstrengend und man fühlt sich gut aufgehoben. Ich trage die Last dann nicht mehr alleine, sondern kann sie mit jemandem teilen. Außerdem merke ich dann, dass vieles nicht an mir liegt, ich nicht schuld bin, sondern Barrieren, in welcher Form auch immer, die es anderen auch schwer machen.

An dieser Stelle finde ich es spannend einfach mal zwei meiner „nicht behinderten“ EUTB-Kolleginnen zu der Thematik zu Wort kommen zu lassen.

## **Stellungnahme Kollegin 1**

### **Frage A**

**Wie geht es Dir, wenn Du im Rahmen deiner Arbeit als EUTB-Beraterin mit der Frage „Bist du ein Peer oder bist du kein Peer?“ konfrontiert wirst?**

Ich versuche mittlerweile, damit möglichst gelassen und selbstbewusst umzugehen. Ich bin selbst Angehörige (Mutter) eines Menschen mit Behinderung. Insofern sage ich dann immer, ich bin ein „halbes Peer“ ;). Damit bin ich immer halbwegs auf der „sicheren Seite“, wenn die Frage durch klare Befürworter\*innen der Peer-Beratung an mich herangetragen werden. Da ich mittlerweile dazu eine Position (siehe untenstehende Fragen) gefunden habe, belastet mich diese Frage nicht mehr so wie zu Anfang meiner Tätigkeit für die EUTB.

## **Frage B**

**Gibt es Deiner Meinung nach „bessere, geeignetere, richtige“ oder „schlechtere, ungeeignetere, falsche“ Peers?**

Rückblickend und insbesondere seit meiner Tätigkeit in der EUTB habe ich viele Menschen/ Berater\*innen kennengelernt, die ich trotz fehlender Behinderung für sehr gute Berater\*innen und umgekehrt trotz vorhandener Behinderung nicht per se für gute Berater\*innen halte. Für mich ist für diese Frage entscheidend, wie gut der\*die Berater\*in sich in die Gefühls- und Bedürfnislage des\*der Ratsuchenden hineinversetzen kann. Dies hängt aus meiner Sicht entscheidend damit zusammen, wie intensiv er\*sie sich mit seiner\*ihrer eigenen Behinderung auseinandergesetzt hat, aber auch, wie gut es ihm\*ihr darüber hinaus grundsätzlich gelingt, sich in die Lebenssituation des\*der Ratsuchenden hineinzusetzen unter Berücksichtigung von dessen Ressourcen, Charaktereigenschaften, emotionalen Bedingungen, sozialen und familiären Verhältnissen usw..

Als Mitglied einer Selbsthilfegruppe habe ich es beispielsweise selber sehr oft erlebt, wie „Beratung“ von Selbstbetroffenen auch sehr viel Druck oder auch Abwehr erzeugen kann, nämlich wenn sie von ihrer eigenen Situation ausgehend „Ratschläge“ geben, die mit der Lebenswirklichkeit des\*der Ratsuchenden nichts zu tun haben. In dieser Hinsicht muss ich mich selber in der (Peer-)Beratung von betroffenen Eltern immer wieder selber reflektieren. Insofern ein klares Ja, dass es geeignetere Peers gibt und weniger geeignete! Da kann man sicherlich viel dran arbeiten, aber ich glaube auch aus meiner Lebenserfahrung sagen zu können, dass manche vielleicht auch trotz eigener Behinderung(serfahrung) nie ein in meiner Vorstellung „gutes Peer“ werden.

## **Frage C**

**Kann auch ein\*e Berater\*in mit einer nicht sichtbaren Behinderung ein „gutes“ Peer sein? Muss man für eine gute Peer-Beratung eine Behinderung wahrnehmen können?**

Ich bin sicher, dass auch ein\*e Berater\*in mit einer nicht sichtbaren Behinderung ein „gutes“ Peer sein kann. Das erlebe ich an meiner Kollegin Lydia!

Ich finde, Lydia hat dies sehr gut beschrieben, wie sie sich überlegt, ob sie sich „outen“ soll in einer Beratung oder nicht. Aus meiner Sicht hat Lydia sich seit ihrer Kindheit sehr intensiv mit ihrer Behinderung auseinandergesetzt und die verschiedenen Phasen, die sie mit ihrer Behinderung durchgemacht hat (und weiterhin durchmachen wird), sehr gut reflektiert. Dies ist meiner Meinung nach eine sehr gute und wichtige Voraussetzung dafür, ein „gutes Peer“ zu sein. Es hilft ihr, gut zu beraten, auch ohne „Outing“.

Ich glaube darüber hinaus auch, dass es sich lohnt, weiterhin sein Augenmerk darauf zu richten, ob oder eher noch wann man sich „outet“ in einer Beratung oder nicht. Sicherlich ist das nicht immer sinnvoll oder notwendig, aber ich habe den Eindruck, dass es an passender Stelle sehr gut ist, die eigene Betroffenheit in die Beratung einfließen zu lassen. So jedenfalls erlebe ich das, denn ich lasse meine eigene Betroffenheit ja auch nur „bei (vermuteten) Bedarf“ einfließen. Und erlebe dann ganz oft, dass die Offenheit und das Vertrauen in der Beratungssituation deutlich steigt, dass Ratsuchende sich irgendwie „entlastet“ fühlen, dass sie nicht alles erklären müssen, sich besser verstanden fühlen. Ich habe mit diesem „Outing“ keinerlei Probleme, verstehe aber, dass es für Lydia anders und damit schwieriger ist. Ich würde ihr und ihren Ratsuchenden wünschen, dass sie an dieser Stelle „offensiver“ wird. Denn zumindest in „Vernetzungs-Situationen“, also dort, wo wir das Angebot der EUTB vorstellen, erlebe ich es durchgängig positiv und belebend, wenn sie dort ihre eigene Betroffenheit thematisiert.

## **Frage D**

### **Sollten in den EUTBs ausschließlich Menschen mit Behinderung Arbeiten?**

Ich finde es grundsätzlich sehr wünschenswert, dass in den EUTBs Menschen mit Behinderung arbeiten. Ich möchte es aber nicht zum Dogma erheben. Die Begründung dazu findet sich in Frage B.

Darüber hinaus möchte ich ergänzen, dass ich in der EUTB auch viele Beratungssituationen mit Angehörigen erlebe. Insofern ist auch dort ein\*e Berater\*in, der\*die betroffene Angehörige hat, ebenfalls in einer Peer-Situation, daher würde ich diese Berater\*innen dort auch ausdrücklich gerne einbeziehen.

## **Stellungnahme Kollegin 2**

### **Frage A**

**Wie geht es Dir, wenn Du im Rahmen deiner Arbeit als EUTB-Beraterin mit der Frage „Bist du ein Peer oder bist du kein Peer?“ konfrontiert wirst?**

Zu meiner Person: Ich arbeite seit dem 01.08.2018 halbtags als EUTB-Beraterin. Ich habe keine Behinderung oder nahe Angehörige mit einer Behinderung, trotzdem gehörte das Thema immer (mal mehr, mal weniger) zu meinem Leben. Meine Oma bekam eine demenzielle Veränderung als ich noch klein war. Wir haben sie jahrelang bis zu ihrem Tod gemeinsam als Familie zuhause betreut und gepflegt. Diese Erfahrung hat mich sehr geprägt und war bestimmt auch ausschlaggebend dafür, dass ich Soziale Arbeit studiert habe.

Mein FSJ habe ich vor 14 Jahren in einer Kinderheilstätte absolviert und habe auch im Haus meiner Wohngruppe gewohnt. Natürlich waren es nicht meine eigenen Kinder, die ich damals betreute, trotzdem habe ich über die Jahre enge Bindungen zu den Kindern entwickelt und habe diskriminierende (positive und negative) Erfahrungen gemacht, beispielsweise auf Ausflügen. Manche Personen waren übertrieben freundlich, wenn ich mit einem meiner Schützlinge unterwegs war, andere zogen nach einem Blick auf uns ihre Kinder vom Spielplatz, wenn wir ankamen.

Während meines anschließenden Studiums starb eine gute Freundin von mir an Krebs. Ihre letzten Monate waren ein einziges Auf und Ab zwischen Hoffen und Traurigkeit.

Warum ich das alles schreibe?! Nein, ich bin kein Peer und trotzdem ist es mir wichtig, dass es auch in dieser Verneinung Unterschiede gibt. Ich bin ein Nicht-Peer und habe trotzdem vielleicht mehr Erfahrungen zum Thema „Behinderung“ gemacht, die beispielsweise Angehörige auch machen, als andere Leute. Deshalb sollten meine Erfahrungen nicht einfach „nichts“ zählen.

Das erste Mal, das mir bewusst wurde, dass wir in zwei Berater\*innen-Gruppen eingeteilt werden sollten, war während meiner Grundqualifizierung, die jede\*r EUTB-Berater\*in durchlaufen muss. Wir Nicht-Peers durften uns dem Schild „Nichts“ zuordnen, die Peers dem „Peers-Schild“, wobei die Peers sofort als die Kompetenteren angesehen wurden. Schon zu diesem Zeitpunkt hatte ich das Gefühl mein Nicht-Peer-

Sein weiter ausführen zu wollen, weil ich mich selbst durch die Einteilung diskriminiert fühlte. Die Inhalte der Qualifizierung drehten sich doch um das Thema Inklusion, weshalb mir die Einteilung bis heute nicht gefällt.

In den Beratungen ist es ähnlich. In unseren Flyern steht, dass wir als Betroffene für Betroffene beraten und bewerben unsere Beratungsstelle auch bei Vorstellungsrunden damit. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass ich oftmals in Beratungssituationen mit der Frage konfrontiert werde, was ich denn eigentlich für eine Behinderung habe. Ich antworte stets damit, dass ich keine Behinderung habe und lasse das Thema dem\*der Ratsuchenden gegenüber so stehen. Wenn ich mit den Kolleg\*innen über eigene Erfahrungen spreche, oder auch hier darüber schreibe, möchte ich nicht so wirken, als würde ich mir auch krampfhaft etwas aus den Fingern saugen wollen um mitreden zu können oder nicht als „Nichts“ dazustehen. Aber meine Erfahrungen sind mir persönlich wichtig. Ratsuchende beispielsweise, die sich an uns wenden, deren Eltern plötzlich eine Demenz entwickeln, kann ich (auch als Nicht-Peer) mit viel Empathie begegnen und diese eventuell genauso gut beraten wie ein\*e Berater\*in mit Handicap, für den\*die diese Thematik fremd ist. Natürlich frage ich mich nach einigen Beratungen jedoch auch, ob ein Peer die Beratung hätte besser machen können als ich selbst, aber eine Beratungsstelle kann vermutlich schlecht für jede\*n Ratsuchenden den\*die passende\*n Peer-Berater\*in stellen.

Interessant ist vielleicht noch, dass die meisten meiner Ratsuchenden auf dem Feedbackbogen angeben, dass es ihnen „weniger wichtig“ ist von einem Menschen mit Behinderung beraten zu werden. Vielleicht würden die gleichen Ratsuchenden dieses Kreuz nach einem Gespräch mit einem\*einer Peer-Berater\*in an eine andere Stelle machen?! Sie haben ja bei mir den Vergleich nicht.

Um auf die Frage zurück zu kommen: ich fühle mich als EUTB-Beraterin bei der Frage nach meiner Behinderung unwohl, weil ich keine habe und doch für mich ganz persönlich bei manchen Themen das Gefühl habe, eine Art Peer zu sein, ohne das angeben zu dürfen oder die Zeit zu haben das verständlich zu erklären.

## **Frage B**

**Gibt es Deiner Meinung nach „bessere, geeignetere, richtige“ oder „schlechtere, ungeeignetere, falsche“ Peers?**

Ja, ehrlich gesagt glaube ich, dass es da schon Unterschiede gibt. Das wiederum liegt aber möglicherweise nicht an der Behinderung an sich, sondern an der gesamten Person, die sich ja nicht nur aus der Behinderung zusammensetzt.

Lydia hat in einem Abschnitt weiter oben selbst geschrieben, dass Betroffenheit allein nicht ausreicht. Ein Handicap gleicht auch nicht dem anderen. Als offizieller Nicht-Peer kann ich da aber nur Vermutungen anstellen. Beispielsweise wäre für mich ein blinder Mensch ein geeigneteres/ besseres Peer für eine\*n blinde\*n Ratsuchende\*n als jetzt ein\*e Berater\*in im Rollstuhl, wenn alle anderen persönlichen und professionellen Kompetenzen außer Acht gelassen werden.

Komplett falsche Peers gibt es für mich allerdings nicht. Wenn Nicht-Peers von Ratsuchenden akzeptiert werden, kann ich mir nicht vorstellen, dass ein\*e Peer-Berater\*in falsch sein kann (wenn, dann aufgrund anderer, persönlicher Merkmale).

Wenn ein\*e Ratsuchende\*r anruft, suche ich für ihn\*sie die passende beratende Person aus unserem Team aus, das zeigt schon, dass ich in der Praxis Unterschiede sehe.

### **Frage C**

**Kann auch ein\*e Berater\*in mit einer nicht sichtbaren Behinderung ein „gutes“ Peer sein? Muss man für eine gute Peer-Beratung eine Behinderung wahrnehmen können?**

Ich habe schon mehrere Tandem-Beratungen mit meiner Kollegin machen dürfen, die selbst eine nicht sichtbare Behinderung hat. Bei manchen Ratsuchenden wurde die Behinderung thematisiert, bei anderen nicht. Ich hatte nicht den Eindruck, dass ein\*e Ratsuchende\*r das Gefühl vermittelt hat, meine Kollegin wäre nicht behindert genug, oder dass ihnen offensichtliche Behinderungsmerkmale fehlen würden. Im Gegenteil, Ratsuchende mit ebenfalls nicht sichtbarer Behinderung haben möglicherweise nicht das Gefühl, ihre Behinderung „rechtfertigen“ zu müssen (je nach Kontext) und fühlen sich vielleicht gut verstanden?!

### **Frage D**

**Sollten in den EUTBs ausschließlich Menschen mit Behinderung Arbeiten?**

Diese Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Hätte ich das Gefühl als Nicht-Peer keine solide Beratungsarbeit leisten zu können, müsste ich dieses Thema vermutlich bei meiner Leitung ansprechen.

Bevor ich die Stelle angetreten bin, war mir nicht bewusst, wie viel Wert auf die Unterscheidung gelegt wurde, ob man eine Behinderung hat oder nicht. Für mich ist es einfach ein Aspekt von vielen anderen, die eine\*n Berater\*in ausmachen. Da die Fachstelle allerdings ausdrücklich damit wirbt, müsste der Anteil von selbstbetroffenen Berater\*innen eigentlich höher sein.

## **Zusammenfassender Abschluss**

Die Ausarbeitung hat einen Einblick in die Sichtweise von drei Menschen gegeben, die alle drei regelmäßig mit dem Thema Peer Counseling bzw. „das Peer in mir“ konfrontiert werden und sich immer wieder damit auseinandersetzen müssen. Ich möchte die Aussagen meiner beiden Kolleginnen gar nicht groß kommentieren, sondern sie einfach so stehen und wirken lassen.

Ich kann und will an dieser Stelle auch keine konkreten Antworten geben. Sagen, dass das und das die beste Lösung ist. Das es nur so „gut“ oder „richtig“ ist. Ich denke, dass es am Ende auf den jeweiligen Menschen ankommt, auf den\*die Berater\*in und wie motiviert, offen und reflektiert er\*sie mit sich selbst ist und seiner\*ihrer Arbeit nachgeht.

Am Ende geht es doch um Vielfalt und dass wir alle unterschiedlich sind. Das müssen wir nutzen. Wir haben alle unterschiedliche Stärken und Schwächen. So auch in der Beratung. Ich finde es nicht schlimm, dass auch Berater\*innen ohne Behinderung in den EUTBs arbeiten. Die Mischung und das Miteinander machen es. Natürlich sollte man Menschen mit Behinderung eine Chance geben und es kann nicht richtig sein, dass in manchen EUTBs gar keine Menschen mit Behinderung arbeiten oder „nur“ als Ehrenamtler\*innen. Aber es kann doch auch nicht sein, dass die EUTB ausschließlich für Menschen mit Behinderung vorgesehen ist. Das ist doch dann auch nicht inklusiv gedacht. Wir bringen alle unterschiedliche Ansätze und Erfahrungen mit, die sich wunderbar ergänzen. Vielleicht habe ich als Mensch mit Behinderung andere Erfahrungen gemacht als meine Kolleg\*innen ohne Behinderung, aber deswegen muss der Beratungsansatz meiner Kolleg\*innen nicht schlecht(er) sein. Andersherum

haben meine Kolleg\*innen ohne Behinderung auch Erfahrungen gesammelt, die ich so nicht machen werde oder nachvollziehen kann. Außerdem kann ja auch gar nicht in jeder EUTB das perfekt passende Peer für jede Behinderungsart arbeiten. Zudem ist es auch wichtig zu gucken, was der\*die Ratsuchende möchte. Mit Sicherheit gibt es auch Ratsuchende, die überhaupt nicht von einem\*einer Gleichgesinnten, aus was für Gründen auch immer, beraten werden möchten.

Ich finde es schade, dass wir uns überhaupt mit solchen Fragen rumplagen und belasten müssen, da es am Ende nur zeigt, wie weit wir noch von einer inklusiven Gesellschaft und inklusivem Denken entfernt sind und wie wenig wertschätzend wir miteinander umgehen.

Zum Abschluss möchte ich mich nochmal ganz herzlich bei meinen beiden Kolleginnen dafür bedanken, dass sie sich die Zeit genommen haben meine Fragen so ausführlich zu beantworten und damit einverstanden sind, dass ich ihre Antworten in dieser Ausarbeitung veröffentliche.